

Heimgesunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Marga tat ein paar hastige Schritte nach der Türe hin, dann aber schlug sie beide Hände vor das Gesicht und warf sich in einen Sessel. Wachte er gehen, wenn er sie wahrhaftig liebte, würde er gewiß zurückkehren. — Das konnte doch nicht möglich sein, daß er so plötzlich mit ihr brach, wegen eines im raschen, unüberlegten Eifer gesprochenen Wortes.

Sie überlegte sich nicht, daß ihr eigenes fortgesetztes trotziges Verlangen nach einer Art Freiheit ihn zum Bruch getrieben hatte. Wohl weinte sie heftig, aber der Gedanke an die nahegerückte Reise überragte das Sehnen, welches sich jetzt schon in ihr zu regen begann.

Als Baldemar, aufs tiefste beleidigt, die Tür hinter sich zugemacht, blieb die Baronin an seiner Seite.

„Teuerster Freund, das kann und darf doch das Ende nicht sein.“

„Ich bitte Sie inständigst, verlassen Sie mich nicht. — Ich weiß ja gar nicht aus noch ein. — Was soll jetzt werden.“

„Darüber habe ich nun kein Recht mehr, mich zu äußern!“

„Das dürfen Sie nicht sagen. Wenn auch das törichte Mädel da drin jeder Vernunft Hohn gesprochen, so erwarte ich von Ihnen mindestens, daß Sie den Kopf obenbehalten und mir im Interesse unserer Freundschaft Ihren Rat nicht vorenthalten.“

„Ich habe abgewirtschaftet hier, beste Baronin. Ich muß gehen.“

„Nein, bagegen protestiere ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln. Kommen Sie, lieber Freund, gehen wir in mein Stübchen, meinen Ruhewinkel, dort müssen wir uns aussprechen.“

Nur widerstrebend folgte ihr der Graf.

In dem traulichen Zimmerchen angelangt, holte die alte Dame eine Flasche Madeira aus einem Wandschränken und nötigte dem Grafen ein Glas auf.

„Ich kann es nicht überdenken, daß nun auf einmal alles aus sein soll. Haben Sie aber auch wirklich recht gehandelt, als Sie Marga so rasch aufgaben? Das will mir gar nicht so scheinen. Wäre es nicht besser gewesen, wenn Sie Ihren Einfluß weiterhin geltend gemacht hätten? Ich glaube, Marga bedarf jetzt erst recht einer kräftigen Leitung.“

„Nein, Baronin, darin stimme ich Ihnen nicht bei. Es mußte so sein. Wenn zwei Menschen ihr Leben aneinander ketten, so muß es im festen, gegenseitigen Vertrauen geschehen, sonst findet eine innere Trennung später statt, wo die äußeren Verhältnisse ein vollständiges Auseinandergehen erschweren. Besser jetzt, als ein Jahr nach der Vereinigung. Ich liebe heute Marga nicht weniger als früher und werde sie nie vergessen. Sie soll frei sein und Herrin ihres Willens. Als meine Verlobte durfte sie nicht nach Berlin gehen. Alle Brücken sind zwischen uns abgebrochen.“

Finden wir uns je wieder, wenn Marga einsehen sollte, daß sie ohne mich kein Dasein führen kann, so werde ich nicht in falscher Empfindlichkeit sie zurückweisen, sondern sie an meine Brust nehmen. — Erst aber mag das Leben draußen sie in eine gute und gerechte Schule nehmen. — Marga ist aus gutem Holze, sie wird sich nicht beugen und das wird ihr viel Kummer machen, aber, so hoffe ich, sie auch wieder heimsuchen lassen.“



Die Minengefahr in der Dänie: Seeminen, die von einem schwedischen Dampfer auf der Fahrt von der Insel Gotland nach Stockholm aufgefischt wurden. Phot. Leipziger Pressebüro.

„Aber selbst im besten Falle bleibt es ein Experiment, lieber Freund, und ich hätte es ihr gern erspart.“

„Daran ist gar nicht zu denken. Sie muß da hindurch. Die Schladen müssen im Feuer der Welt von ihrer Seele brennen dann gehört sie uns ganz an.“

„Wenn Sie auf meinen Rat etwas geben, dann bitte, lieber nicht. Lassen Sie Marga unbeengt von allen Rücksichten ihre Freiheit austreten. Sie wird so auf sich und ihre Kraft allein angewiesen sein. Vertrauen Sie ihr ruhig, sie ist kein zügelloses Wesen, das sich nach schrankenloser Freiheit sehnt, sondern dieser Drang entspringt einem guten Willen, der nur über die rechten Mittel hinauschießt.“

„Gott, ich komme ja um, wenn ich sie so allein in dem Stadttübel unter den vielen fremden Menschen weiß.“

„Das muß ertragen werden. Auch mir wird es auch nicht leicht.“ Das klang so schmerzberührt, daß die alte Dame auf ihn zu eilte und seine Hände ergriff. Hastig drückte er sein Gesicht darauf und ein Beben seines Körpers zeigte an, daß seine Ruhe nur äußerer Schein war.

„Sie Armer, meinten es so gut und werden so übel belohnt. Ich sollte ihr zürnen und mich ganz von ihr wenden.“

„Das tun Sie bitte nicht. Haben Sie Mitleid mit ihr. Jetzt will ich gehen. Leben Sie wohl.“

„Aber nicht auf immer. Sie müssen mich besuchen.“

„Solange Marga hier weilt, komme ich nicht. Ist sie — fort — so lassen Sie es mich bitte wissen.“

„Also, auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, teuerste Baronin!“

Mit schnellen Schritten eilte er hinunter und rief nach seinem Pferd. — Während der wenigen Minuten, bis es gefastet war, ging er auf der Freitreppe hin und her. Als es gebracht wurde, schwang er sich in den Sattel und ritt ohne einen Blick zurückzuwerfen davon.

An einem Fenster stand Marga und sah brennenden Auges dem Reiter nach. — Wird er sich einmal umsehen? — Kann er sich so kaltblütig losreißen? — Soll es für immer sein? Wenn ich das Fenster aufreißte, ihn rufe, mit Lauten der Liebe, so wird er kommen, hier zu meinen Füßen liegen und alles, alles ist vergessen! Wenn er seine Augen nicht nochmals hervenden muß, dann hat er mich nicht lieb und es fällt ihm der Abschied leicht.

So wogte es wild durcheinander in Margas Hirn. Waldemar sah nicht zurück und tief sie nicht, verhallend klang bald matt und matter der Hufschlag seines Hengstes.

Es war vorbei! Marga sank auf eine Ottomane und drückte das Gesicht in die weichen Polster. Aber sie weinte nicht.

Das war ein schwerer Mitt für den Grafen.

Fast schien es ihm, als ob er sich immer mehr von seinem Glück entferne und in eine trostlose Ode hineintritt.

„Herrgott, laß sie heil finden!“ Diese Worte stieß er hervor, als er die Stufen zu seiner Wohnung hinaufstieg. Müde und abgespannt ließ er sich in den Sessel vor seinem Arbeitstisch fallen. Hier saß er lange und brütete vor sich hin.

Es klopfte. Auf seine Aufforderung zum Eintritt erschien Helma. Wie warmer Sonnenschein lag es auf den Zügen des Mädchens, das einen Brief in den Händen hielt.

„Verzeihen Sie, Waldemar, daß ich eindringe. Störe ich, so werde ich gleich wieder gehen.“

„Nein, nein, liebe Helma, bleiben Sie nur. Sagen Sie mir, was Sie herführt.“

„Ein Schreiben von Jesso ist eingetroffen, er will nun, da das Manöver beendet, Urlaub nehmen und herkommen. In diesen Tagen wird er selbst noch an Sie schreiben. Ach, wie danke ich Ihnen —“

Erschrocken unterbrach sie ihre Rede und betrachtete mitteilidig das f. hle Antlitz des jungen Schlossherrn.

„Mein Gott, was ist Ihnen, Waldemar? Fühlen Sie sich nicht wohl? Ihr Aussehen erschreckt mich. Soll ich nach dem Diener klingeln — oder nein, ich selbst will Ihnen einen frischen Trunk besorgen.“

Ohne auf seinen Protest zu achten, eilte sie besflügelten Schrittes hinaus und kehrte gleich darauf mit einem Labetrunf zurück. Waldemar nahm dankbar an.

„Ist Ihnen nun nicht wohler?“

„O ja, körperlich schon, — aber — Gott, was nützt das Drücken, einmal muß es ja doch gesagt sein. Meine Verlobung ist auseinander. Wir haben uns entzweit, — es ist aus.“

Helma erschrak aufs heftigste.

Zuerst war sie stumm, der heifere Ton, in dem der Mann das mitteilte, ging ihr durchs Herz wie ein weher Stich.

Nach einem Weichen trat sie an ihn heran und legte sanft ihre Hand auf seinen Arm.

„Vergeben Sie mir, Waldemar, daß ich mit meinem Glück so laut in Ihren Kummer hineinplante. Ach, ich möchte Ihnen so gerne helfen.“

„Da ist nichts zu vergeben. Halten Sie Ihr Glück mit beiden Händen, Helma, daß es Ihnen nie entschlüpfe. Es ist so unsagbar schwer.“

Bestummend küßte er ihre Hand. Noch einmal strich sie ihm wie lieblosend über das Haar, dann eilte sie lautlos hinaus.

Den Schmerz muß ein Herz in der Stille zu bewältigen suchen. Ihr feiner Herzenstakt ließ sie dies ahnen.

Die Zeit räumte weiter auf ihrem Wege, bald lauter bald leiser klang ihr Flügeltschlag.

Jesso von Döbeln war auf Hohen-Arnstein gut aufgenommen worden und fuhr als der erklärte Bräutigam Helmas wieder in seine stille Garnison. — Es hatte ihm gefallen auf dem schönen alten Schlosse. Aber sein eigenes stilles Leben war um so schärfer hervorgetreten. Nicht Reid besetzte ihn, aber eine unbestimmte Sehnsucht nach einem gewissen Wohlstande, der ihn unabhängig machte, erfaßte ihn.

Dann begann des Dienstes streng geregelte Uhr wieder und brachte seine Wünsche zum Schweigen. Dennoch war er sehr freier und freudiger in all seinem Tun. Das schwere Leben war um vieles leichter.

Waldemar hatte in seiner Güte ihnen einen Weg geebnet, der es ermöglichte die Wartezeit zu kürzen, indem er Frau von Zieberg die Einkünfte des Gutes Zannwald auf Lebenszeit überließ. War es auch nur eine geringe Pachtsumme, so wuchs sie doch, zusammen mit der Pension, bald zur Höhe des erforderlichen Kapitals, das für die Rantion gebraucht wurde.

So hatte Waldemar ein bescheidenes aber tiefes Glück geschaffen, aber sein eigenes schien in Trümmern zu liegen.

Anfang November reiste Marga von Seeburg zu mehrmonatigem Aufenthalt nach Berlin ab. Der Abschied von der Baronin war kurz und frohlich. Die gute Frau konnte nicht hencheln.

Den stillen Jörn legte ihr Marga gar noch als Herzlosigkeit aus. Die harte Erfüllung all ihrer Wünsche hatten in der reichen Erbin einen gewissen Egoismus groß werden lassen.

Nun ging es einem neuen Leben, voll täglicher angenehmer Überraschungen und neuer Eindrücke, entgegen.

Die Tür der Welt tat sich vor ihr auf. Was würde sie alles sehen und gewinnen?

5. Margas Berliner Tagebuch.

Berlin, den 18. November. Ich habe mich bisher nie zu der Führung eines Tagebuches entschließen können, wie es viele Mädchen tun, um sie nach Bäckfischart mit Nichtigkeiten zu füllen.

Heute ist dies anders. Um meine Eindrücke und Erfahrungen zu sammeln, sie zur bleibenden Erinnerung festzuhalten, lege ich mir dieses Tagebuch an. Das, was mir beachtenswert erscheint, soll Aufnahme finden. Entschlossen tat ich den ersten selbständigen Schritt in die Welt. Sie ist anders, als ich mir erträumt und doch auch wieder nicht. Soviel steht fest, mit Überschwenglichkeiten soll man nicht in die Fremde gehen.

Auf Schritt und Tritt stößt man sich an die Alltäglichkeit. Schon diese Kiesenarbeit, bis man sich einigermaßen heimisch eingerichtet hat. Die Wohnung in der Oranienstraße ließ mich viele Bequemlichkeiten wissen und manches Unschöne kannte alle Gemütlichkeit. Gelasse, die ganz glücklich ist, mich bei sich zu haben, lachte mich aus.

„Kind, wer wird so schwerfällig sein. Sieh, ich kaufe mir genügend Land und der überwachert dann den Kitch in den möblierten Wohnungen.“

So hat sie denn mit ihrem sicheren Geschmac ein ganz leidliches Nestchen ausstaffiert, — aber — mir sagte es nicht zu. Ich bin es anders gewöhnt und habe mir meine Räume nach meiner Art eingerichtet.

„Du bist gründlich, — auch darin, wie alle Deutschen!“

Dies war Heloisens Urteil.

Das Leben und Treiben, welches mir erst so unsagbar Bergnügen machte, läßt mich nun kalt. Es ist fortwährend wechselnd, doch ewig gleich. Man muß nur die Perlen in der Menge suchen. Ach und Perlen sind so selten.

Ein paar flüchtige Bekanntschaften habe ich gemacht. Literaten, Künstler und wirkliche Finanzmänner. Beim oberflächlichen Betrachten gefallen sie mir nicht sehr, — aber man muß bei solchen Leuten nicht nach der Außenseite urteilen und ich glaube, mir hastet das Schloßfräulein noch zu sehr an.

20. November. Gestern waren wir bei Professor Rauten- schläger, dem Bildhauer. Das ist ein Mann — nein, ein Künstler. Im Salon, wo er uns empfing, sah es funterbunt und überladen aus. Im Atelier ganz das Gegenteil. Helle — Licht in Fülle! Hellgraue Vorhänge und überall angehangene Werke. Ich war ent- täuscht und jagte ihm, daß sein Atelier mehr einer Werkstatt ähnele.

„Meine Gnädigste — das ist es auch. Kein Prunkraum, son- dern ein Ort für ernstes, tiefes Schaffen. Dazu brauchen wir

Die damaligen Armeen unterschieden sich in nichts von den alten Landsknechtheeren und von den modernen französischen und holländischen Fremdenlegionen. Die einzelnen Regimenter sammelten von gepressten Leuten, gescheiterten Existenzen und von Russen, Polen, Irländern, Holländern, Tschechen, Italienern und Ungarn, die nur durch Kriegsartikel, die mit Blut geschrieben waren, unter der Fahne zusammengehalten werden konnten. Die Desertionen häuften sich derart, daß sich Friedrich Wilhelm I. veranlaßt sah, am 29. Juni 1723 durch Edikt zu bestimmen, daß kein Bürger oder Bauer einen Soldaten, dem er begegnete, passieren lassen durfte, ohne daß derselbe seinen Paß vorwies; weigerte er sich, so mußten ihn die Bürger oder Bauern festnehmen und an das nächste Regiment abliefern. Wurde eine Desertion gemeldet, so mußten Bürger oder Bauern die Sturmgloden läuten, zu Pferde steigen, die Pässe besetzen und gemeinsam den Ausreißer heben. Gesah das nicht mit allem Eifer, so setzte es Geldstrafen ab, oder die angesehensten Bauern oder Bürger erhielten Korrekturen. Wer etwaweisenmaßen einem Deserteur behilflich war, wurde kurzerhand gehängt. Die Strafen waren derart, daß der Bürger oder Bauer, bei dem ein Soldat im Quartier lag, diesen mit seinen Leuten bewachte. In der Nacht vor dem Ausmarsch der Truppen ins Feld oder ins Manöver, in denen die Desertionen häufiger waren, besetzten die Einwohner alle Wege und Stege und ließen keinen ohne Paß durch. Das Fanggeld für einen Deserteur betrug erst sechs, dann zehn Thaler.

Die Strafen gegen die Deserteure selbst waren grausam. In einem Fall, den Fußmann erzählt, wollten etwa siebzehn Polen, Walachen und Ungarn vom Leibregiment desertieren. Der Plan wurde verraten und der Häufelführer gehängt, einem anderen Nase und Ohren abgeschnitten, die übrigen aber mußten Spießruten laufen. Den erfolgreichen Deserteuren aber baute man, und zwar nicht immer in der würdevollsten Weise, goldene Brücken. So versprach Staatsminister Ratsch durch Patent vom 12. Februar 1721 „allen denen Deserteurs, von was Regiment sie auch seyn mögen, falls sie sich zu ihren Fahnen ohnverzüglich und freiwillig zurückbegeben, dero Pardon dahin ertheilt haben wollen, daß sie solchenfalls nicht allein ohne alle Straff und Ahnung bleiben und hinwegzu ihrem vorigen Dienst zugelassen werden, sondern auch diejenige, so im ersten Gliede zu stehen kommen, 30 Thaler, die im vierten 20, die im zweyten 15, die im dritten aber 10 Thaler von dem Officier baar zu empfangen haben sollen“.

Bekanntlich sind die auf Desertion bei der französischen Fremdenlegion angedrohten Strafen ebenso hart und grausam, als die auf Beibringung von Ausreißern verheißenen Fangprämien bedeutend sind. Der einzige Unterschied zwischen den Landsknechten des 18. Jahrhunderts und den Legionären von heute besteht darin, daß erstere verhältnismäßig gut besoldet waren, während letztere bei einer Hungerlöhnung von 20 Pfennig „Wunder der Tapferkeit“ verrichten müssen.

Wilhelm Fischer.

Merkwürdige Seebildungen.

Die nordamerikanischen Seen, der Michigan-, Huron-, Erie- und Ontariosee, verändern nach wissenschaftlichen Beobachtungen ihr Küstengebiet seit einem halben Jahrhundert in ganz bestimmter Weise. Die nordöstlichen Küsten steigen empor, während dadurch im Südwesten der See die Küste übersutet und an Ausdehnung zunimmt. Wenn diese, vorläufig nur durch genaueste Meßinstrumente wahrnehmbare Seewanderung sich weiter ausbreitet, so können mit den Jahren die an der Südwestküste dieser Seen gelegenen Städte plötzlich durch eine Überschwemmung zerstört werden.

Während diese Seen also ihre ursprüngliche Küstengestaltung verändern, hat man die Tatsache festgestellt, daß der Eriasee innerhalb der letzten 50 Jahre um eine Million Hektar in seinem Wassergebiet verschwunden ist. Es ist daher nur eine Frage der Zeit, daß dieser gewaltige afrikanische See sich allmählich in ein riesenhaftes Sumpfgebiet verwandelt, da sein Wassergehalt zu versiegen droht. Einen merkwürdigen See entdeckten zwei englische Forscher auch auf afrikanischem Gebiet, in Uganda. Dieser in einem Krater befindliche See zeigt von Zeit zu Zeit ein vollständig blutrotes Aussehen. — Eine ähnliche Eigenschaft besitzt der Moratsee in der Schweiz, der innerhalb zehn Jahren eine blutrote Farbe zeigt, die dann wieder verschwindet. Eine einzige kleine Pflanze, die nur durch das Mikroskop erkennbar ist, ruft diese Erscheinung hervor. Auf eine ähnliche Pflanzenbildung dürfte wohl auch die Färbung des Blutsees in Uganda zurückzuführen sein. Auf der Insel Hawaii befindet sich der sogenannte Feuersee, ein Naturschauspiel, das in der gesamten Welt nicht seinesgleichen hat. Dieser See liegt in einem Krater des Vulkans Mauna und hat

eine Ausdehnung von sechs Hektar. Seine Oberfläche bildet ein einziges glühendes Feuermeer, aus dem leuchtende Feuerfarben emporsteigen und weiße Lavadämpfe sich am Rande des Kraters entfalten, die ebenfalls vom Feuerschein beleuchtet, wie rote Wellen erscheinen. Gleich einem Gewitterdonner tocht und tobt diese See, dem eine Hitze entströmt, als befände man sich in einer Höllenglut. In Südamerika, in der Republik Costa Rica, befindet sich ein Vulkansee, der eine vollständig milchweiße Färbung hat durch den in seinem Wasser enthaltenen Schwefel. Alle halbe Stunden verändert der See sein Aussehen. Dann steigt aus der milchigen Wassermenge unter Zischen und Brausen eine zähe Masse schwarzen Schlammes heraus, der in einer Säule bis zu 7 Meter in die Luft emporgeschleudert wird.

Die Insel Trinidad besitzt als besondere Merkwürdigkeit in der Nähe der Küste, auf einem Gebirgsausläufer, einen See, dessen Oberfläche Asphalt liefert, der sich hier in Stüben abhaden läßt. Für die Insel bedeutet dieser Asphaltsee eine gute Geldquelle, denn es können jährlich an 300 000 Tonnen Asphalt geliefert werden. Die Verwaltung der Insel erhält außer einer Pachtsumme von 280 000 Mark von einer englischen Betriebsgesellschaft noch jährlich eine Million Mark für das Abbaurecht der Asphaltgruben. Während Südamerika einen Schwefelmilchsee hat, besitzt Deutschland bei der thüringischen Stadt Berla an der Werra einen Hautsee. Auf seiner Oberfläche schwimmt eine mit Wasserpflanzen, Birken und Kiefern bestandene Erdschicht, die den See gleich einer Haut bedeckt. Ein neuer See entstand bei dem westfälischen Dorfe Hopsten im Kreise Tecklenburg. Eine Moorfläche verschwand plötzlich in einer Größe von acht Morgen mit Donneregepöller im Erdboden, während die leere Kessel sich ebenso schnell mit von den Abhängen herabstürzenden Wassermassen anfüllte. Eine seltsame Naturerscheinung bildet auch der sogenannte Hungerteich in der Lüneburger Heide bei Urdeloh, nicht weit von Winsen an der Luhe entfernt. Er hat die sonderbare Eigenschaft, im Hochsommer so reiche Wassermassen zu besitzen, daß die angrenzenden Wiesen überschwemmt werden. Tritt jedoch Regenwetter ein, dann ist der Teich ohne jeglichen Wasserstand. Der See führt darum den Namen Hungerteich, weil seine Wassermengen, sobald sie die Ufer übersfluten, eine anhaltende Dürre und somit eine Verteuerung der Lebensmittel prophezeien.

A. M.

Abend.

In schwebt des Abends Feiertille Und bei des Tages letztem Liede,
Auf leihen Flügeln um mein Haus, Das leis am Horizont verfliehet,
Und breitet über Wunsch und Wille Wie ein Gebet der Abendstriebe
Des Tages saust ihr Schweigen aus. Auf meiner Seele Saiten schwingt.

Johanna Weistich.

Fürs Haus

Zwei gestricke Schale. (Mit 4 Abbildungen.)

Die beiden Schale sind aus weicher, grauer Wolle — Marke Schwan — gestricke. Zu dem ersten 20 Zentimeter breiten Schal schlägt man 30

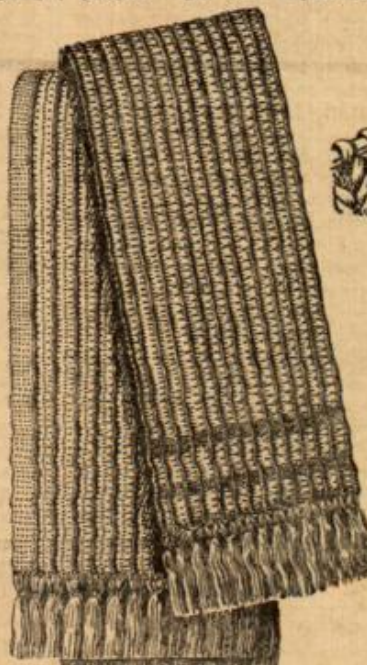


Abb. 1 u. 2. Zwei einfache, gestricke Schale.



Abbildung 3. Strickmuster zu Abbildung 1.

Raschen auf und strickt nach Abbildung 3 gleichmäßig in Hin- und Rückreihe 3 Raschen rechts, 1 Rasche links, an beiden Seiten einen 5 Raschen breiten Rand, immer Rechtsmaschen. Der Schal, Abbildung 2, zu dem 40 Raschen aufgeschlagen sind, wird nach Abbildung 4 2 Raschen rechts, 1 Rasche links gestricke. An unteren Rand sind graue Seiden eingestricke. Eingeknüpft Bransen.



Abbildung 4. Strickmuster zu Abbildung 2.

Dies gelang auch vollkommen, und nach einer Viertelstunde brannte der Alte darauf, zu wissen, was sich denn ereignet habe. „Aber Ihr Wort, daß Sie mich nicht verraten!“ rief der junge Hellwig pathetisch.

„Selbstverständlich, lieber Junge“, nickte der Alte.

„Also unser Meister hat das große Los gewonnen“, flüsterte der junge Mann, „aber niemand soll es wissen.“

Der Alte winkte lächelnd und versprach strengste Diskretion. Kaum aber war Hellwig gegangen, da sah er bereits am Honorarientisch und gab die Neuigkeit zum besten. Der erste, der es hörte, war der junge Müller, und nun ging es wie ein Lauffeuer mit rapider Schnelligkeit weiter, bis es im ganzen Ort bekannt wurde. Zu dem Meister sagte aber keiner ein Wort, weil ja alle wußten, daß er es nicht zugehen würde.

Der junge Hellwig lachte im stillen und freute sich, daß sein Plan gelungen war. Am Vormittag des andern Tages kam der Wirt des Hauses zu Meister Walter.

„Sie wünschen?“ fragte der Meister lächelnd.

„Herr Walter, ich muß Sie freigern, die Zeiten sind so schlecht und Sie wohnen so billig —“ weiter kam er nicht, denn Meister Walter fuhr wütend auf.

„Ich wohne billig? Sie sind wohl krank? Eine enorm hohe Miete zahle ich! Und wenn ich die verdamnte Gicht nicht hätte, dann würde ich längst gebaut haben.“

„Also kurz und gut, ich muß Sie freigern, und zwar um fünfhundert Taler.“

„Um fünfhundert Taler? Ja, sind Sie denn verrückt geworden? Wie kommen Sie denn auf die Idee! Es ist doch gar nicht so heiß!“ Der Meister rüfte förmlich.

Aber der Hauswirt blieb ruhig und fest und sagte: „Also fünfhundert Taler mehr oder Ihnen ist gekündet.“ Damit ging er.

„Der Teufel soll Sie holen!“ schrie Meister Walter und rannte wie besessen umher, denn er ahnte ja nicht, was vorgefallen war.

Kaum eine halbe Stunde später kam ein Brief von der Steuer-Einschätzungskommission, dessen Inhalt war, daß Meister Walter um fünf Stufen höher gebracht werden sollte.

Neues Fluchen und Schimpfen des erregt gewordenen Meisters. Er fand gar keine Erklärung dafür.

Aber es kam noch besser. Bald darauf erschien der Möbeldändler, der dem Meister seine neuesten Zimmereinrichtungen anbot. Dann kam ein Bierhändler, der mit Gewalt einen eleganten Bierzug nebst Equipage verkaufen wollte. Dann kam der Schneider mit seinen neuesten Stoffproben und endlich kam der Hotelier des Ortes, zu fragen, ob der glückliche Meister nicht bei ihm sein Festessen geben wollte.

Meister Walter fing an zu glauben, daß die Leute verrückt geworden seien, er wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

„Aber, lieber Meister“, antwortete da lächelnd der Hotelier, „warum jetzt noch leugnen? Der junge Herr Müller hat es mir ja erzählt.“

„Was hat Ihnen der Herr erzählt?“

„Daß Sie das große Los gewonnen haben.“

Starr blidte ihn der Meister an. Nun ja, nun begriff er alles. Da aber überkam ihn eine furchtbare Wut. „Man hat sich einen Scherz mit mir erlaubt!“ schrie er los, „aber das soll gerächt werden, mein Wort darauf! Ich lasse mir solche Scherze nicht gefallen!“

Bestürzt verließen ihn die Lieferanten, denn sie sahen, daß es ihm mit der Drohung ernst war.

Der Meister tobte wütend im Hause herum, wer ihm in den Weg kam, hatte unter seiner Stimmung zu leiden. Sophie, die von Hellwig ins Vertrauen gezogen war, suchte sich so viel wie möglich fernzuhalten.

Um zwölf Uhr kam der junge Herr Müller, tadellos, in großer Gala, um zu gratulieren und sogleich seine Werbung anzubringen. Er kam gerade zur rechten Zeit.

Als Meister Walter ihn sah, fuhr er auf ihn los: „Herr, wie können Sie sich erlauben, Ihren Scherz mit mir zu treiben!“

Der junge Mann war sprachlos vor Schreck.

„Wenn Sie glaubten“, schrie der wütende Meister, „daß Sie mein Jawort schon so fest hätten, so täuschten Sie sich gewaltig!“

„Herr Walter, ich bitte Sie!“ flötete der junge Mann bleich.

„Bitten Sie nicht, es ist doch umsonst! Derartige Scherze mögen Sie mit den Leuten machen, die sie sich gefallen lassen! Bei mir aber sind Sie an die unredliche Adresse gekommen! So — und um haben Sie die Güte, die Tür von draußen zuzumachen! Adieu!“ Wutschraubend ging er hinaus.

Und als der Mann sah, daß nichts mehr zu wollen war, verschwand er auch.

Noch am demselben Tage reiste Meister Walter mit seiner Tochter nach Wiesbaden zur Kur.

Als er zwei Monate später zurückkam, hatte der junge Geschäftsführer, der von einem alten Onkel ein paar tausend Taler geborgt bekommen hatte, das Haus käuflich an sich gebracht, und zwar hatte er es sehr billig erstanden, denn der Hauswirt sah bald ein, daß er mit seinem Starrsinn nicht durchkam.

Und nun kam die sonderbare Situation, daß der Geselle seinem eigenen Meister Laden und Wohnung kündigte.

Meister Walter, der inzwischen wieder gesund geworden war, nahm die Sache von der heiteren Seite auf, denn die Regsamkeit des jungen Mannes imponierte ihm gar zu sehr.

„Nun, lieber Hellwig“, sagte er lächelnd, „da haben Sie mich ja richtig auf den Pfropfen gesetzt. Was mache ich denn nun mit Ihnen?“

„Machen Sie mich zu Ihrem Schwiegersohn, lieber Meister!“ rief der junge Mann und ergriff die Hand Sophiens, welche der Unterredung beizuhönte.

„Na, was bleibt mir denn weiter übrig — seid glücklich, Kinder!“

Mit Jubel flogen die beiden Verliebten einander in die Arme.

„Und als Mitgift gebe ich meiner Tochter ein neues Haus, das wir jetzt aufbauen werden. Und dann wollen wir einmal den guten Leuten hier eine Fleischerei — großen Stils — hersehen, da sollen sie alle mal Augen machen!“

Lächelnd nickten die Verliebten dazu — ihre Gedanken waren ganz wo anders.

Deutsche Fremdenlegion.

Die völlerrechtswidrigen Bestrebungen der französischen Militärbehörden, mit den gefangenen Esässen ihre stark dezimierte „Legion von Sassen“, die berühmte Fremdenlegion, aufzufüllen, lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf diese stuchwürdige Einrichtung. Die französische Fremdenlegion und das zu ihr gehörige Werbepystem ist ein Ueberbleibsel aus jener rohen „guten alten Zeit“, in der auch „innerhalb unserer Mauern“ in ähnlicher Weise gesündigt wurde. Alles schon dagewesen, hieß es auch hier. Nur daß in 18. Jahrhundert bei der Errichtung der stehenden Heere das Werbewesen durch die alte Gewohnheit der Landsknechtverleutierung einerseits und durch den Unstand anderseits selbst in seinen Auswüchsen verständlich wird, daß damals die allgemeine Wehrpflicht in unserem Sinne nicht existierte und die Bevölkerung nicht zahlreich genug war, um den Bedarf an Soldaten zu decken. So preßte man denn im eigenen Lande jeden jungen Mann, der nicht gerade ein Stelzfuß war, und organisierte in den Nachbarstaaten ein erlaubtes oder, wo die Erlaubnis des betreffenden „freundwilligen Betters und Bruders“ fehlte, ein heimliches Werbepystem, das der reine Menschenraub, ein gegenseitiges Bestehlen von Untertanen war.

Wie es gemacht wurde, geht aus folgendem Extrait des „Schwäbischen Kreises“ hervor, das im höchsten Jurisprudenz nur aus einem einzigen Satz besteht: „Nachdem Fürsten und Stände dieses löblichen Kreises verschiedene Jahre her wahrgenommen, welcher Gestalt hier und da durch eindringende Werber viele und mannigfache Exzesse verübt worden, indem sie nicht allein junge Mannschaft, sondern auch hausgeessene, verheiratete und mit vielen Kindern versehene Untertanen durch allerhand unerlaubte Praktiken, arglistige Hintergehungen, auch zuweilen gebräuchte Gewalt wegzuknappen sich vermessentlich unterfangen haben, auch daß sie die Leute mit diesen oder jenen Motiven zu verführen trachten, dieselben mit anderen Soldaten Brantwein zu trinken oder auf des Officiers Gesundheit Bescheid zu thun überreden, auch manchmal beim Trunk ihnen heimlicher Weise Geld in die Tasche schieben und als wenn sie Solches zu Kriegsdiensten genommen prätendiren, wo sich aber jemand widersetzen will, diesen mit Prügeln so lange hart tractiren, bis er sich entweder antolliren zu lassen erklärt oder von ihnen mit einer considerablen und solchen Leuten schwer fallenden Summe Geldes loskauft, ja es auch so weit kommt, daß die Leute in den Gärten, auf den Feldern und in den Wäldern nicht sicher sind und durch die Werber verschwinden, so soll dieses hinfüro nicht mehr geduldet werden.“

Die Erbitterung gegen die Werber war in ganz Deutschland so groß, daß man sie überall stillschweigend als vogelfrei betrachtete. In Bayern liefen zum Beispiel die preußischen Werber, die es auf ihrer Jagd nach „langen Kerls“ ganz besonders antrieben, oft genug Gefahr, vom Volke totgeschlagen zu werden. Die Holländer erschossen am 31. Januar 1733 den preußischen Werberoffizier v. Wollenschläger. Es wäre deshalb beinahe zum Kriege gekommen. Auch Georg II. von England bedrohte einmal seinen preußischen Schwager wegen seiner Werbungen mit Krieg und zwang ihn später im Bund mit Polen und Hessen einen Befehl zu geben, der „alle gewaltthätige Beschaffung von Rekruten auf fremden Gebieten“ verbot.

Modelleure Licht, viel Licht, um in die Tiefe der feinen Modulationen eindringen zu können, da wir strenge Wahrheit bringen, während der Maler Licht und Schatten zu den Abstufungen aller Farbennuancen braucht."

Das Wort hat mir gefallen, ich ihm auch. Eine wunderbare Frauenfigur, erst ein Tonmodell, habe ich erworben, er wird es mir in Stein ausführen und ich werde es nach Seeburg schiden. "Die Rast" nennt der Professor sein Werk. Eine Frau sitzt auf einem Stein und schaut mit sehnsüchtigen Blicken in die Ferne, als wolle sie erkunden, wie weit sie noch zu wandern habe. Das Ganze ist anspruchslos und entbehrt doch nicht der Tiefe des Ausdrucks.

"Sie haben gut gewählt," sagte der Professor, "es ist mir eine liebe Arbeit, — aber nichts für die Menge, die berauscht sein will von aufdringlichen Linien."

Wie stolz mich das Wort machte. Dann sprachen wir davon, daß ich gerne meine Modellierkenntnisse weiter ausbilden möchte. Er nimmt keine Schüler. Aber sein erster Schüler, der werde mich unterrichten. Es ist dies ein dreißigjähriger, hagerer Schwede, Sven Larzen. "Eben so edig wie tüchtig," scherzte der Professor. Bei dem modelliere ich nun jeden Tag. Schon bald habe ich eingesehen, daß ich viel, viel lernen muß. Schöne Gedanken haben und stinke Finger dazu, genügen noch lange nicht, wie ich aus Larzens abgehackten Reden und meinen eigenen Erfahrungen gen erlt habe. Gelosie findet dies mein ernstes Streben höchst lächerlich und langweilig als "Schloßfräulein", welcher Name mir wie ein böses Odiun anhaftet.

23. November. Wir haben einige Besuche gemacht — aber ich glaube auf weitere verzichte ich, nach den gemachten Erfahrungen. Aber all höflich aufgenommen, hatte ich das Gefühl, als ob man drei Kreuze hinter mir drein mache. Mein Gott, tue ich denn etwas Unrechtes, wenn ich mich einmal auf eigene Füße stelle, einmal dem Leben ohne konventionellen Schleier ins Gesicht sehen will? Ist es denn recht, sich in solch engen Anstengeln einzukapseln, wie sie alle es tun. Sind wir nicht alle Menschen?

Die mehr oder minder höflichen Spitzfindigkeiten meiner Stadesgenossen haben mich in einen Troß hineingetrieben, der mich sie meiden läßt. Viel trugen dazu Gelosiens satirische Bemerkungen bei. Ich glaube, sie hatte darauf gehofft, in die große Berliner Gesellschaft zu gelangen und nun sind wir nirgends zum Wiederkommen aufgefordert worden, sondern nur so "nebenbei" behandelt worden. Selbst Better Gero Lashvitz, der bei den Alexandergradien steht, grüßt auf der Straße mit feister Grandezza, während er mich doch schon zweimal besuchte, nebenbei gesagt, der einzige Besuch von meiner Seite, und recht aufgeräumt war. Als wir nun gestern zufällig allein zusammentrafen, stellte ich ihn darüber zur Rede. Er wand sich erst ein wenig, dann bekannte er Farbe.

Weißt du, Marga, Berlin ist ein Pflaster, wo man höflich vorsichtig sein muß. Du kleine Putte bist da so nichtsahnend mit dieser weichen Donna hereingeschnitten, von der man nicht weiß, was Name und Art sie ist. Dein selbständiges Auftreten verschumpft die hohen und biedereren Herrschaften. Mir selbst macht es freilich Spaß, aber was willst du, man muß mit den Wölfen denken. Nun mach mir aber ums Himmelswillen kein solch Loßgerbergesicht, pfeif' auf die ganze Blase und lehr' beizeiten zu den heimischen Penaten zurück. Wärs du klug gewesen, so hättest du der edlen Erlaucht nicht den Lauspaß gegeben, sondern hättest an seiner Seite diesem Spreebabel einen Besuch abgestattet, da durdest du die hohen Herrschaften in aller Gemütsruhe genießen."

Ich bin recht zornig geworden. Daß er mir "Ihn" ansprach, in das gleiche Horn bläst wie "Er", schlug dem Haß den Boden aus und er "ging um die Ecke" wie er sich ausdrückte. Ach, es ist entsetzlich, wie kleinlich die Leute sind. Als ob mir wunder was passieren könnte. Bis jetzt ist mir noch nicht viel Originelles an Persönlichkeiten in die Wege gelaufen. Die Herren, welche Gelosiens Salon zieren, oder richtiger verunzieren, zeichnen sich mehr oder weniger durch eine souveräne Betrachtung von Lebensart aus, was mir besonders anfangs sehr auf die Nerven fiel. Gelosie lacht dazu.

Es sind prächtige Burken, wenn sie auch nicht auf solch hohen Warten sitzen wie deine Bekanntschaften, die ihre Art Menschen als die allein seligmachenden anerkennen."

Einer fiel mir in der Schar der jungen Literaten auf, Robert Strachmann. Er ist ein hünenhafter Mann mit einem Kinderzogen und schreibt gute Romane, sowie recht tiefdurchdachte Essays. So kam sein Wesen ist, so sinnvoll kann er unterhalten. Er flirtet nicht um mich herum, sondern mit ihm kann ich mich ernsthaft unterhalten. Die andern betrachten mein Giersein als die Marotte einer reichen, excentrischen Dame und ich war schon einige Male veranlaßt, mich ihrer durch scharfe Zurückweisungen zu erwehren.

24. November. Mit dem Modellieren ist es nichts. Für den Hausbedarf kann ich genug, — zu echtem, tiefem, künstlerischem Studium lange ich als adelige Erbin nicht. Das war so der Sinn von Sven Larzens abgehackten Sätzen, in denen er mir ein gutes

Talent, aber keine Zukunft als Bildnerin zusprach. Ich gehe nicht mehr hin. Sonderbar, daß ich es so schnell aufgeben kann. Aber da sind neue Interessen in mir erwacht. Strachmann hat sie erweckt. Er ist unermüdlich um mich bemüht. Ich habe manch stille Stunde mit ihm verbracht, in denen er mich teilnehmend läßt an seinem Schaffen. Dabei wird er selten, oder fast nie persönlich wie die andern.

Wloß einmal fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und frag mich zierlich barsch, warum ich eigentlich nicht in meiner schönen Häuslichkeit geblieben sei. Demnach scheint er meine Geschichte zu kennen. Eine entlobte Braut scheint eine Art Sensationsgeschöpf zu sein. Ich habe ihm offen und ehrlich alles erzählt, er ist ein guter, lieber Kerl, mit wirklich gediegenen Umgangsformen. Sein Vater war Präsident, daher die gute Kinderstube.

Als ich geendet hatte, sagte er nur: "Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht, aber ich muß Ihnen bekennen, daß Ihr Schritt töricht war, nun ich die Voraussetzungen weiß. Das Leben ist zu ernst und furchtbar, auch unter seiner harmlosen Oberfläche. Man tut besser, sich in eine schöne Loge als Zuschauer zu setzen, als wie Akteur auf der Bühne des Lebens zu sein. Sie stehen auf einer zugigen Ecke bei Frau de Rezimmes. Ihre Abreise würde mich sehr betrüben, dennoch wäre es für Sie besser, wenn Sie Ihren Aufenthalt abkürzten."

Ich war ebenso verblüfft als ärgerlich. Dennoch war ich nicht imstande, ihm zu zürnen. Seine klugen Gespräche, die Art, wie er Erklärungen gibt, sind mir wert und teuer. Das Leben ist doch nicht nur allein das Leben, welches wir mit unserer Umwelt führen, sondern hauptsächlich das, was aus uns in Innern durch Gedank und Erschließungen erwächst. Ich sehe allmählich tiefer auf Grund.

29. November. Fest in der französischen Botschaft. D. L. L. hat gute Beziehungen dort. Es war nett. Ich traf einige Bekannte, welche erstaunt taten, mich "noch immer" in Berlin zu wissen.

Viele, viele Menschen!

Ein Gewimmel voll Uniformen und Fracktoiletten. Zwei Herren traten aus der Menge mir näher. Ein Herr de Champnoir, erster Botschaftsrat, vornehmer Franzose, ritterliche Erscheinung und ruhiger Monarchist. Ferner Gaston Baillard, der große Kunstschriststeller aus Paris. Ein kluger Mann, der mit ein großes Interesse einflößt. Ich habe ihn nur kurze Zeit gesprochen, aber doch gemerkt, welch hoher Geist in ihm wohnt. Er sieht wie ein Schreiber aus und ist ein solch hervorragender Gelehrter.

3. Dezember. Der Botschaftsrat macht mir den Hof in aller Form. Aber nicht in unangenehm aufdringlicher Weise, sonst hätte ich ihn böse abfallen lassen. Er ist die Grazie und Formgewandtheit in einer Person. Da man ja leider nirgends einen Familienanschluß hat, ist man froh, wenn ein anregender Gesellschafter langweilige Stunden kürzt. Er besitzt ein wundervolles Gespinn, ich bin einige Male mit ihm ausgefahren, natürlich in Gelosiens Begleitung.

Baillard der Franzose und Strachmann der Deutsche!

Welche Gegenfälle. Der letztere kann eine unglaubliche Sachkenntnis entwickeln, aber der Franzose ist ihm in der Beredsamkeit über. Sie streiten um meine Seele, so oft sie zusammentreffen. Es macht mir Vergnügen, ihnen zu lauschen und ich lerne viel dabei, wenn diese beiden nationalen Kunstgeister aufeinander spielen. Strachmann ist, wie ich versucht bin zu glauben, eifersüchtig auf sein Lehramt bei mir. Er sucht jedes Alleinsein mit den andern zu hintertreiben und nimmt mich stark in Anspruch.

Gelosie ist nicht gut auf ihn zu sprechen. Sie sehnt sich nach ihrem schönen Frankreich. Berlin hat sie satt.

10. Dezember. Eine Katastrophe! Ein Gewitter aus heiterem Himmel ging auf mich Nichtsahnende hernieder. Ich bin noch so erregt, daß die Feder kaum gehorchen will. Was habe ich auch erlebt — erlebt!

Es ist Nacht, — ich finde keine Ruhe. Fürchterliches Dunkel, — aber, o Entsetzen, wenn das Leuchten einsetzt, bricht ein neuer Tag an, der entscheidet über Leben und Tod, — um meinetwillen!

An diese Nacht will ich denken, solange ich lebe. Alle Martern eines gepeinigten Herzens muß ich durchmachen! Doch was hilft es, ich muß berichten, das Schreckliche den Blättern dieses Buches anvertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache des Verliebten.

Humoreske von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Leischermeister Walter war, wenn auch kein reicher, so doch immerhin ein wohlhabender Mann, der sich aus den kleinsten Verhältnissen heraufgearbeitet hatte und deshalb allgemein in hoher Achtung stand. — Seine Frau war vor einigen Jahren gestorben und seit jener Zeit stand seine einzige Tochter Sophie dem Haushalte vor. — Sophie, ein hübsches, blondes Kind von zweieinzwanzig Jahren, war ebenso praktisch wie wirtschaftlich erzogen worden, so daß in ihren Händen alles wohl aufgehoben

er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte, nur in einer An-
gelegenheit war er ganz anderer Meinung wie seine Tochter. Er
wollte durchaus, daß sie den einzigen Sohn des Großkaufmanns
Müller heiraten sollte, und die blonde Sophie hatte ihrem Vater
mit aller Entschiedenheit erklärt, daß sie den „hochnäsigen Laffen“
nicht ansehen könne. Und um dieser Meinungsverschiedenheiten
willen gab es denn oft genug eine kleine Szene, aus der aber die
Tochter stets als Siegerin hervorging.

Endlich sagte
sich der Vater:
wenn sie sich so
beharrlich wei-
gert, dann muß
sie doch einen
anderen in ihr
Herz geschlos-
sen haben —
und von dem
Tag an wurde
er aufmerksam
und fing an,
die Tochter zu
beobachten.

Nun wollte
es der Zufall,
daß der auf-
merksame Va-
ter eines Tags
hinter ihr Ge-
heimnis kam.

Ein herrli-
cher Sommer-
abend war es.

Meister Wal-
ter kam etwas
früher aus der
Stammkneipe
nach Haus, und
als er, der Be-
quemlichkeit
halber, den
näheren Weg
durch den Gar-
ten nehmen
wollte, da hörte
er plötzlich ein
Sichern und La-
chen aus der
dichtbewachse-
nen Reizen-
trautlaube her-
vordringen. —

Sofort stand er
still und lauschte.
Und nun
wurde er Zeu-
ge, wie seine
Sophie sich ein
Stellbildein
gab mit seinem
ersten Gefellen
und Werkfüh-
rer Hellwig.

Meister Wal-
ter war ganz
sprachlos. Im
ersten Augen-
blick wollte er
dazwischenge-
hen, schließlich
aber besann er

sich eines andern und schlich sich heimlich fort. Er sagte sich:
Besser den Skandal vermeiden; also wird es am besten sein, man
schickt die Sophie ein paar Monate fort, bis die ganze Geschichte
vergessen ist. So ging er heimlich von dannen.

„Kam da nicht jemand?“ fragte in diesem Augenblick Sophie
voll Angst.

„Gewahre! Wer sollte denn kommen?“ beruhigte sie lächelnd
der junge Mann.

„Es ist doch geradezu empörend, daß wir uns nur heimlich
gut sein dürfen, ich begreife den Vater absolut nicht!“

„Dah nur gut sein, Schatz!“ tröstete er sie mit einem Kuß, „noch
morgen gehe ich zu deinem Vater und halte um deine Hand an.“

Damit sagten sie sich gute Nacht und gingen, von verschiedenen
Seiten aus, in das Haus zurück.

Am andern Morgen trat Meister Walter zu Sophie und sagte,
zärtlich ihr Haar streichelnd: „Liebes Kind, wir werden in den
nächsten Tagen verreisen. Mein Gichtleiden erfordert es, daß ich
ein Bad auffuche, und du wirst mich dahin begleiten.“

Sophie war so erstaunt, daß sie sich nicht gleich fassen konnte.

„Wer wird das
Geschäft besor-
gen?“ fragte sie
endlich.

„Ich werde
unsern jungen
Hellwig Voll-
macht geben,
ich kenne ihn
ja seit vielen
Jahren und
weiß, daß ich
mich vollstän-
dig auf ihn
verlassen kann,
übrigens ruht
doch schon seit
Monaten fast
alles nur auf
seiner Schulter,
weil ich oft von
meiner Gicht
geplagt bin.“

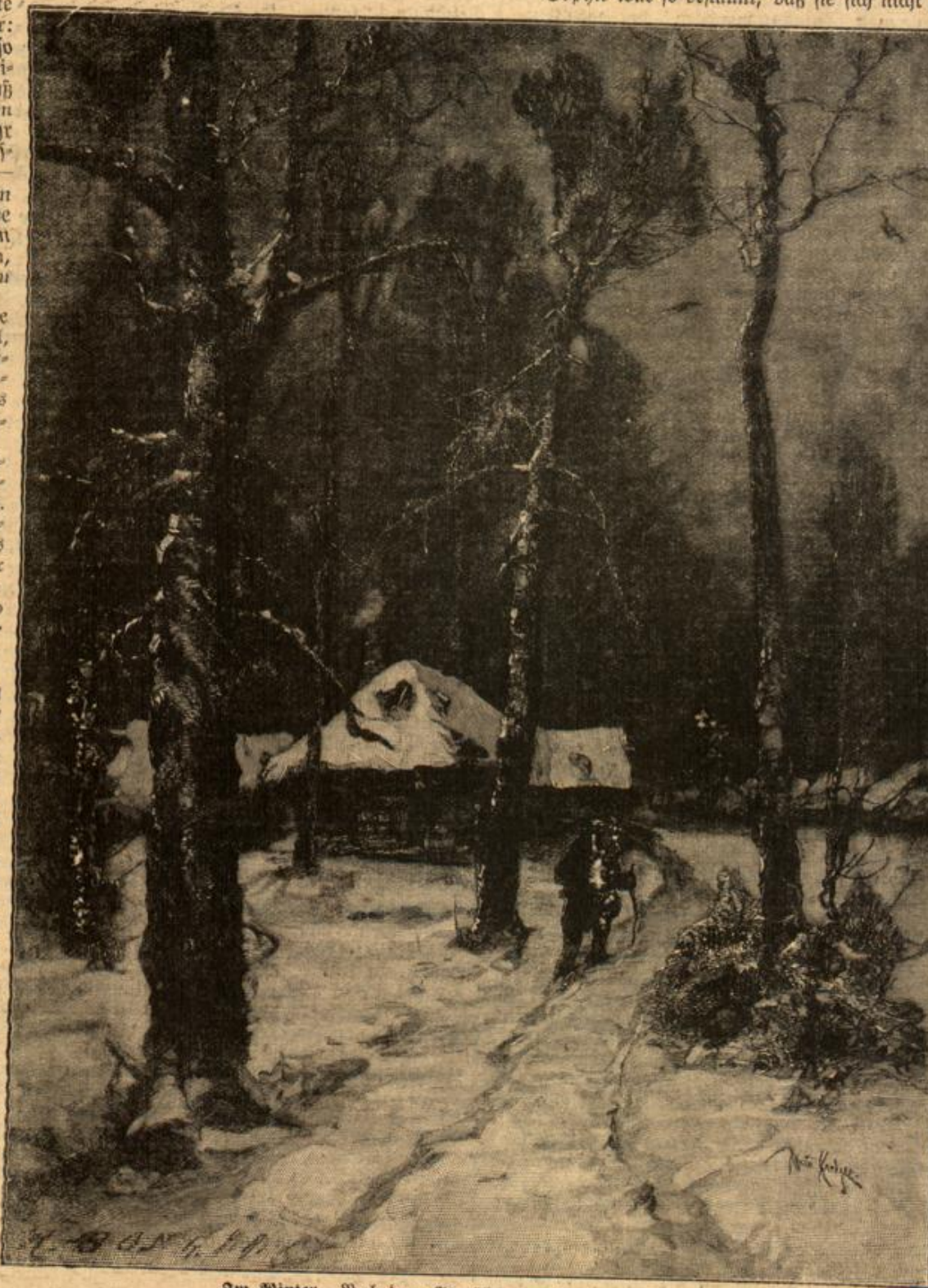
Sophie nickte
nur. Daß es so
war, wußte sie
ja schon längst.
Nur konnte sie
nicht begreifen,
weshalb der
Vater sich so
plötzlich zu ei-
ner Reise ent-
schlossen hatte.
— Das gab ihr
entschieden zu
denken.

Nach zehn
Minuten spä-
ter trat dann
der junge Ge-
schäftsführer
ein, um mit
dem Meister zu
sprechen.

Sophie ging
nun erröthend
hinaus.

Meister Wal-
ter aber sagte
gutmütig lä-
chelnd: „Nun,
lieber Hellwig,
was gibt es?“

Der junge
Mann, eine
kräftige, breite
Gestalt mit ei-
nem rüchigen,
roten Gesicht
und gutmüti-
gen blauen An-
gen, sah den



Im Winter. Nach dem Gemälde von Jul. von Klever.

Meister mit offenem, festem Blick an und sagte gerade heraus
mit sicherer Stimme: „Meister Walter, ich bitte Sie um die
Hand Ihrer Tochter. Wir lieben uns, und ich hoffe, daß Sie
nichts gegen meine Person einzuwenden haben.“

Meister Walter stellte sich sehr erstaunt, als er sagte: „Lieber
Hellwig, gegen Sie einzuwenden habe ich gar nichts. Ich kenne
Sie ja seit Jahren und weiß am besten, was Sie meinem Geschäft
für eine Stütze sind —“ hier machte er eine lange Pause — „aber
die Antwort auf Ihre Frage kann ich Ihnen nicht sogleich geben,
so etwas will überlegt sein. Also lassen Sie mir ein wenig Zeit.“



Zum Wiederaufbau Belgiens. (Mit Text.) Benjiert Generalstab, Berlin.

banfällig und sollte eine Menge Geld kosten. Er hätte längst ein neues Haus gebaut, aber die Kundschaft war hierher gewöhnt und er hatte sein halbes Leben hier verbracht, nun wollte er in alter Weise weiter wirtschaften, denn ein wenig bequem und abergläubisch war er auch.

Der junge Mann nickte und ging sofort an seine Arbeit. — Aber bereits eine Stunde später traf er Sophie, die ihm sagte: Dies alles wußte der Erstgejelle

Der Vater hat nein gesagt; er will durchaus, daß ich den reichen Müller nehmen soll! Aber das tue ich nie und nimmer! Eher ginge ich ins Wasser!"

Der Geliebte tröstete sie und sagte, sie möge nicht verzagen, er würde schon Rat schaffen.

Lange sann er, was da zu tun wäre, denn daß hier nur eine List helfen konnte, davon war er vollständig überzeugt.

Endlich kam ihm eine Idee, die er für eine glückliche hielt. Er wußte, daß der Meister mit



Edmund Schultze,
der neue Bundespräsident der Schweiz.
(Mit Text.)

dem Nachbar arg | terhaltung, die darauf hinielte, den Alten, der das Neuigkeits-
verfeindet war, | bureau des Städtchens genannt wurde, recht neugierig zu machen.

General Gustav v. Heinrich,
der deutsche Militärgouverneur von Ostpreußen. (Mit Text.)

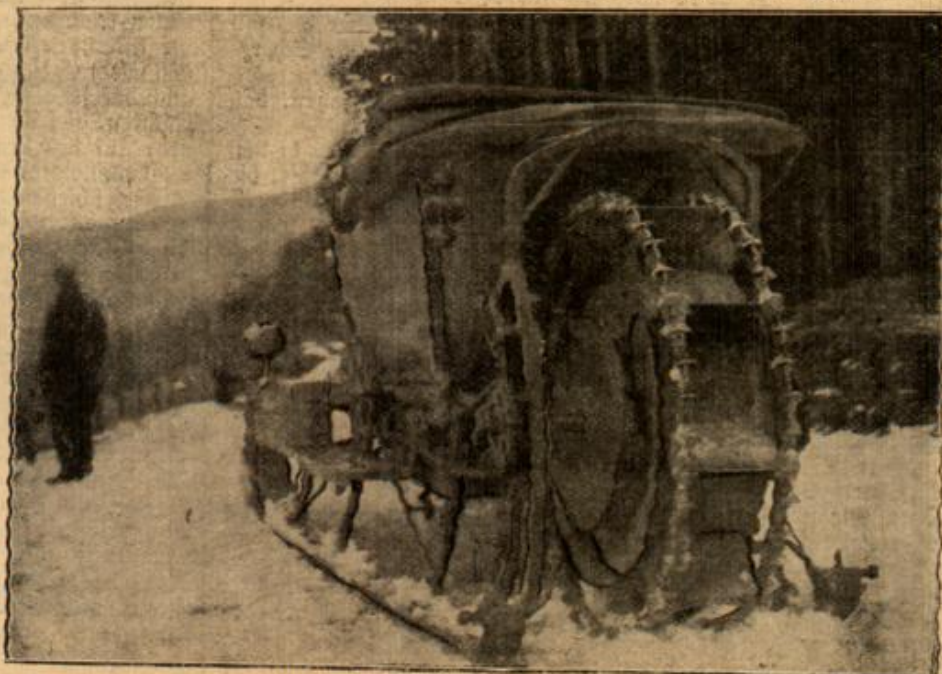
ganz genau und darauf baute er seinen Plan. Zwar mußte er eine kleine Notlage anwenden, aber er tröstete sich damit, daß den Verliebten alle Mittel, die zum Zweck dienten, heilig seien.

Er tat folgendes: Am Abend desselben Tages ging er in diejenige Kneipe, in der auch der junge Herr Müller zu verkehren pflegte. Dort setzte er sich an den kleinen Tisch, wo der alte Rehbaum saß, und begann mit diesem eine Un-



General der Inf. Füll v. Fische u. Weidenbach.
(Mit Text.)

weil dieser Mitglied der Steuer-Einschätzungs-
kommission war und ihn stets zu hoch eingeschätzt
hatte. Ferner lebte der Meister auch mit dem
Besitzer des Hauses, in dem er wohnte, in steter
Fehde. Dieser wollte, daß Meister Walter das
Haus kaufen sollte, wozu er aber nicht die ge-
ringste Lust hatte, denn das Haus war alt und



Österreichischer Motorschienen, welcher bei den Gebirgsdampfen gute Dienste leistet.

Zum Wiederaufbau Belgiens. Unser Bild zeigt den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaft Vitor in der belgischen Provinz Luxemburg. In dieser durch den Krieg schwer heimgesuchten Provinz ist man dabei, den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften vorzunehmen, wie das auch in anderen Teilen Belgiens geschieht. Eine große Anzahl Handwerker sind dabei beschäftigt; wenn auch der Wiederaufbau nicht so schnell vorwärtsschreitet wie in Friedenszeiten, so erkennt man doch wieder in diesen Handlungen das Bestreben für sorgfältigen Wirtens der deutschen Verwaltung auch in diesen, dem schwierigsten Teil ihrer Aufgaben.

General d. Inf. Küff v. Heye und Weidenbach, Chef der deutschen Militärverwaltung in Rumänien. Er stammt aus Breslau, steht im 63. Lebensjahr und wurde für seine hervorragenden Leistungen im Weltkrieg als einer der ersten mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet; auch der Rote Adlerorden mit Eichenlaub und Schwertern wurde ihm zuteil. Dem General wird ein hohes Verwaltungstalent nachgerühmt.

Edmund Schulze, der neue Bundespräsident der Schweiz. Er stammt aus Aargau, steht im 48. Lebensjahr und erfreut sich großer Beliebtheit. Aus der juristischen Laufbahn hervorgegangen, widmete er sich seit 1893 der Politik. 1905 wurde er in den Ständerat, 1912 in den Bundesrat gewählt, dessen Vizepräsident er 1916 war. Vizepräsident für 1917 wurde Calonder.

General Gustav v. Heinrich, der deutsche Militärkommandeur von Bukarest. Er stammt aus Marburg, stand von 1874 bis 1913 im aktiven Heeresdienst, zuletzt als Generalleutnant und Inspekteur der dritten Infanteriebrigade in Köln a. Rh. Im Weltkrieg hat er sich während der letzten 16 Monate als Gouverneur von Lille Verdienste erworben.

Allelei

Selbst ist der Mann. „Aber, Herr Baron, bei Ihrem großen Vermögen würde ich doch heiraten.“ — „Nicht nötig, meine Gnädige, kann daselbe schon allein durchbringen.“

Der Kurier des Zaren. Jar Nikolaus (1826—55) war streng darauf bedacht, seiner kaiserlichen Autorität unbedingte Geltung in dem weiten Reiche zu verschaffen. Mit der in Russland von jeher eingeprägten Untertanen- und Gewissenlosigkeit der Beamten konnte aber auch er nur stellenweise und vorübergehend aufräumen. Am besten gelang es ihm bei seinen „expressen Kurieren“, weil er deren Leistungen am sichersten in jedem Falle kontrollieren konnte. Er verlangte, daß sie in jeder Stunde zur Tag- und zur Nachtzeit 12 Werst fuhren (1 Werst = 1,067 Kilometer), und daß vom Antritt der Fahrt bis zu ihrer Beendigung kein einziger längerer Aufenthalt genommen wurde als je drei Minuten beim Wechseln der Postpferde, ganz gleichgültig, welche Entfernungen sie zurückzulegen hatten. Einmal nun traf es sich, daß ein solcher Kurier wichtige Depeschen vom Kaiser zum Winterpalast in St. Petersburg zu bringen hatte. Wie immer wurde der Jar sogleich von seiner Ankunft benachrichtigt; denn um jeder Einmischung und etwaigen Veruntreuung von Seiten seiner Hofbeamten vorzubeugen, hielt er unumwunden darauf, daß solche Depeschen nur an ihn persönlich abgeliefert seien. Der Kurier wurde also ins Vorzimmer geführt, und der Kaiser trat nicht lange darauf dem dort Wartenden entgegen. Nun aber hatte der arme Mensch die vielen Tage und Nächte seit Beginn der Reise ausschließlich in dem alten Postwagen zugebracht und nur im Stillsitzen zu Zeit ein „Widerchen“ gemacht. Sobald er jetzt in das mit dicken Teppichen belegte und warmgeheizte Zimmer trat, war es mit seiner Widerstandskraft vorbei; als er sich allein sah, fiel er einfach zu Boden und versank in den lange entbehrten tiefen Schlaf der gesunden Jugend. Wie nun Jar Nikolaus eintrat, sah er sich einem Schlafenden gegenüber, und zwar einem, der so fest schlief, daß kein Anrufen, kein Schütteln und Rütteln ihn zu erwecken vermochte. Es war ja nun natürlich gegen alle Hofetikette, daß ein Mensch, sei er auch wer er wolle, am allerwenigsten ein Mensch in untergeordneter Stellung, dem Selbstherrlicher aller Reußen etwas vorzuschief. Die herbeigelaufenen Höflinge, die sich vergeblich bemühten, ihn zu ermuntern, wisperten sich nasentümpelnd zu: der Herr ist betrunken. Der Jar jedoch, ein feiner Menschenkenner, durchschaute den Sachverhalt richtig. Er beugte sich zu dem wie im Todeschlaf Liegenden hinab und rief ihm in der Volkssprache eines Posthalters ins Ohr: „Erzelenz, die Pferde sind gewechselt!“ Das hatte die vom Kaiser erwartete Wirkung. Mit einem starken, aber erfolglosen Versuch, sich aufzurichten, ließ der Schlaftrunkene: „Schon gut, fährt weiter!“ und sank in seine bequeme Lage wieder zurück. Der Kaiser blieb arbeitend im geöffneten Nebenzimmer, bis der Kurier munter wurde und geordnet endlich die Depeschen in des Monarchen Hand legen konnte. Der aber hatte in ihm einen wirklich pflichttreuen Beamten entdeckt, belohnte ihn reich und beförderte ihn auf einen Vertrauensposten. Der von den Postleuten verpöbelte Kurier hat eine glänzende Karriere gemacht. C. D.

Eines dankbaren Künstlers Widmung. Professor Angeli, der berühmte Porträtmaler, hatte einen die Schönheit beeinträchtigenden Aus-

wuchs seitlich am Kopfe, konnte sich aber lange nicht dazu entschließen, ihn durch eine Operation entfernen zu lassen. Endlich vertraute er sich der geschickten Hand des Dr. Rosetig an. Die Gesichtswunde wurde glücklich beseitigt und Angeli empfand innige Dankbarkeit gegen seinen Befreier. Er fragte ihn, auf welche Weise er ihm die Wunde beseitigen könne. „O, geben Sie mir einfach Ihre Photographie mit eigenhändiger Widmung“, äußerte sich der Operateur. Das aber erschien dem Künstler zu prosaisch und zu geringfügig. Er malte sein Porträt für den Doktor und schrieb als Widmung darunter: Kopf von Angeli, retouchiert von Rosetig. Der Arzt war sehr stolz auf dies Kunstwerk sowohl wie auf die Widmung. C. D.

Gemeinnütziges

Dienstoffe kann, wenn sie vorwiegend von Holzbrand stammt, für den Gemüsegarten als Düngemittel benutzt werden. Vorsichtshalber verwendet man die Asche nicht für feuchte Böden, da sie hier schädlich wirken könnte.

Esparsette verlangt einen gut und tief bearbeiteten Boden. Wo diese nach Frostfrüchten angebaut wird, gedeiht sie vortrefflich. Wegen Kälte und Trockenheit ist sie sehr widerstandsfähig.

Alle Ursachen der Beunruhigung der Bienen im Winter müssen tündlichst beseitigt werden. Alle von Bäumen, die bel Wind an das Bienenhaus schlagen, müssen eingefügt, lose Bretter rechtzeitig festgenagelt werden. Katen ist der Zugang ins Bienenhaus unmöglich zu machen; hingegen sind stets Mausefallen aufzurichten. Spielende Kinder sind vom Bienenstand fernzuhalten.

Die Knauscrente gehört nicht an die Spalierwand, denn sie ist dort allerhand schädlichen Einflüssen ausgesetzt, wie Mehltau, Blatt- und Blattläusen. An freistehenden oder an der Wand circa 30 Zentimeter entfernten Spalieren gedeiht sie besser. Die Nachteile an der Wand hängen mit der dort herrschenden Trockenheit zusammen.

Bei der Stielungsvermehrung der Geranien beachte man folgendes: 1. Schneide man sie nicht zu lang; 2. dürfen nicht zu viel Blätter daran bleiben und 3. muß zwischen Schneiden und Einsetzen ins Erdreich eine Pause von einigen Stunden vorübergehen, damit die Schnittflächen abtrocknen können und das Faulen verhütet wird.

Erdbeerbere werden im Februar zwischen den Pflanzen mit kurzem, verrottetem Dünger belegt. Nach 3—4 wöchigen Liegen wird der Dünger flach untergegraben.

Auflösung.

M	O	S	E	S
O	L	I	V	E
S	A	L	I	S
E	N	Z	I	O
S	O	D	O	M

Logogriph.

Es nennt mit W ein Hausgerät, mit einem T im Dain es steht. Und steht da ein K voraus, bracht's manchen schon um Ohr und Haus.

Julius Fald.

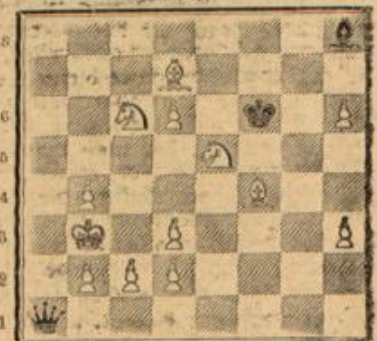
Geographisches Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12. Ein deutscher Staat.
- 2 8 10 11 5 12 3 4. Reichsgemeine Landschaft Westdeutschlands.
- 3 4 12 6 1 4 9 12. Stadt in Bayern.
- 4 2 3 7 8. Eine Stadt in Württemberg.
- 5 10 4 1 2 10 11 6 3 7 8. Stadt in den Reichsländern.
- 6 7 8 9 10 2 11 5. Stadt in Mecklenburg.
- 7 3 5 5 10 6. Ein französisches Seebad.
- 8 11 2 6 7 8 1 10 2 12. Eine Stadt in Schlesien.
- 9 10 11 5 6 1 10 2 12. Eine Stadt in Württemberg.
- 10 11 6 10 5 3 7 8. Eine Stadt in Thüringen.
- 11 10 3 3. Eine Stadt an der Saale.
- 12 10 5 4 3. Eine Stadt in Italien.

Heinrich Vogt.

Problem Nr. 170.

Von B. Wehl.
Herrn G. Rodelforn gewidmet.
Schwarz.



Mat in 4 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.